

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

riere del Ticino, und suchte ihn über das wahre Wesen, den tieferen Sinn des Risorgimento zu erleuchten¹⁾).

In den letzten Jahren hatte Agliati vielfach Gelegenheit zu naher Berührung mit Piero Bianconi, den er hilfreich und lernbegierig auf kultur- und kunsthistorischen Streifzügen zu begleiten pflegt. Um so lebendiger gelang ihm eine für deutschschweizerische Mittelschulen gedachte Bianconi-Anthologie. Durch Kompetenz und Eigenart stechen diese *Pagine scelte* unter den vielen Bändchen der Franckeschen Sammlung italienischer Texte erfreulich hervor und über die Schule hinaus werden sie in weiten Kreisen Anerkennung finden. Der einleitende «Profilo di Piero Bianconi» stellt den scharf ins Auge Gefaßten als den typischen und kämpferischen Sopracenerino oder Nordtessiner vor, charakterisiert ihn in seinem Wirken als Literatur- und Kunstkennner, als Auskundschafter, Ausdeuter der Tessiner Alpentäler, als eleganten Stilisten, als geistvollen Gesprächspartner. Aufschlußreich auch die darauffolgende biobibliographische Übersicht; weise aufs Nötigste beschränkt, die Anmerkungen (einzelne wünschte man etwas weniger lakonisch, da und dort ist der deutsche Wortlaut nicht geglückt). Wesentlich die Einführungen in die verschiedenen Schriften, aus denen Einzelstücke als Beispiele für Bianconis Leidenschaften und geistige Etappen ausgewählt wurden. Gewiß war es nicht leicht, in der Begrenzung eines Schultextheftes für Anderssprachige, einen Begriff der Bianconischen Fülle und Universalität zu geben. Mit der Meisterschaft des Eingeweihten, doch zugleich Selbständigen, hat Agliati die delikate Aufgabe gelöst. Seine Auswahl bietet kostbare Einblicke in Bianconis Persönlichkeit und Poetentum und weckt die Lust nach ergänzendem Mehr. Bedeutsam klingt sie aus in die Schilderung einer markant nordischen, alemannischen Gestalt, «Urs Graf als Künstler und Landsknecht», und in das Lob ganz südlicher Wesen, der vielen «Engel», welche die tessinischen Kirchen und Kapellen schmücken und beleben.

Mit diesem Bemühen um den genialsten Tessiner Schriftsteller nach Chiesa prägt sich uns der Anthologist sympathisch ein. Die Entwicklung seiner starken Geistigkeit wird künftighin unsere Anteilnahme fordern.

Elsa Nerina Baragiola.

★ Bücher-Rundschau ★

Auslieferung deutschen Privateigentums ?

Im Wesentlichen gestützt auf das im Oktober 1945 von den Besetzungsmächten erlassene «Kontrollratsgesetz Nr. 5» verlangen die Alliierten, insbesondere die Vereinigten Staaten, von der Schweiz die Auslieferung des bei uns befindlichen Privatvermögens deutscher Staatsangehöriger. In einer klar und überzeugend geschriebenen Abhandlung, deren Schlußfolgerungen der amerikanische Völkerrechtslehrer Borchard in einem Vorwort zustimmt, beweist der Luzerner Rechtsanwalt F. X. Peter die Unhaltbarkeit dieses Begehrens^{*)}. Seinen Ausführungen, auf die im Nachstehenden nur kurz zusammenfassend verwiesen werden kann, ist ohne jeden Vorbehalt beizupflichten. Er zeigt zunächst in einer gedrängten geschichtlichen Betrachtung, daß nach der übereinstimmenden Auffassung aller Völkerrechtslehrer, mit Einschluß der schweizerischen (und des Bundesrats und des Bundesgerichts), das im neutralen Lande befindliche Privatvermögen von Angehörigen kriegsführender Staaten vor dem Zugriff des Siegerstaates geschützt ist und daß die Haager Landkriegsordnungen diesen Schutz

¹⁾ Nazionalismo e Risorgimento. Corriere del Ticino, 1. September 1945, abgedruckt in La Scuola, Bellinzona, Dezember 1945.

^{*)} F. X. Peter: Auslieferung deutschen Privateigentums? Leemann, Zürich 1946.

ausdrücklich gewährleistet haben. — Sodann erklärt er, das Ansinnen müßte sich, um rechtlich begründet zu sein, auf bereits bestehende zwischenstaatliche Verträge oder auf bereits anerkannte Regeln des Völkerrechts stützen können, was zweifellos nicht der Fall sei, wie denn auch entsprechende Begehren nach dem ersten Weltkriege nicht erhoben worden seien. — Aber auch der Versuch, die der Schweiz zugemutete Konfiskation mit der Absicht zu legitimieren, Deutschland müsse der Wiederaufbau eines wirtschaftlichen Kriegspotentials verunmöglicht werden, könne die fehlende Rechtsgrundlage nicht schaffen. — Ebenso unrichtig sei die Auffassung, die Siegerstaaten könnten allein schon aus der Tatsache der Besetzung Deutschlands, einem rein tatsächlichen Verhältnis, die Inanspruchnahme der deutschen Auslandswerte ableiten. — Ferner erweise sich die Begründung, die Abtretungsverpflichtung beruhe auf einem deutschen Gesetz, als unbehelflich, weil die Wirksamkeit eines deutschen Gesetzes sich auf das deutsche Inland beschränke. — Auch auf den schweizerisch-deutschen Jurisdiktionsvertrag vom Jahre 1929 können sich die Siegermächte nicht berufen, denn dieser verpflichte die Schweiz nur zur Vollstreckung rechtskräftiger Urteile deutscher Gerichte in Zivilrechtsstreitigkeiten. — Auch der weiteren Feststellung des Verfassers ist unbedenklich beizutreten, daß die Schweiz nicht nur nicht verpflichtet, sondern nicht berechtigt sei, dem Ansinnen Amerikas zu entsprechen, weil sie durch dessen Gewährung ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen gröblich verletzen würde.

Persönlich möchte ich beifügen, daß von einer Auslieferung deutschen Vermögens in der Schweiz durch diese nur die Rede sein könnte, wenn wir auf Seite der Siegerstaaten am Kriege teilgenommen hätten.

Der Verfasser schließt seine verdienstliche Abhandlung mit den Worten: «Wir dürfen klares Recht nicht biegen noch brechen, auch dann nicht, wenn uns vorübergehend Unannehmlichkeiten erspart oder Vorteile gebracht würden... Wir müssen Zumutungen, die unsere Souveränitätsrechte beeinträchtigen, grundsätzlich und entschieden zurückweisen, denn wenn wir heute daran rütteln lassen, öffnen wir einer Entwicklung Tür und Tor, die zu einer Gefährdung unserer staatlichen Unabhängigkeit und Freiheit führen kann».

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Bundesrat den Standpunkt des Verfassers teilen und keine Verletzung unserer Souveränitätsrechte dulden wird.

Eugen Curti.

Britische Reichsprobleme

In der Serie der Penguin Books ist als «Penguin Special» ein Heft im Umfang von 160 Seiten erschienen: «*Argument of Empire*», das W. K. Hancock zum Verfasser hat *). Hancock, ein geborener Australier, heute Professor der Geschichte an der Universität Birmingham, ist einer der besten Kenner der britischen Reichsprobleme, worüber er im Auftrage des Royal Institute of International Affairs auf Grund ausgedehnter Reisen und Enquêtes grundlegende Arbeiten veröffentlicht hat. — Das vorliegende Heft behandelt in Gestalt einer zusammenfassenden Studie die wesentlichen Probleme des Empire und Commonwealth. Die Schrift richtet sich außer an eine englische speziell auch an eine amerikanische Leserschaft und hat — zu ihrem Vorteil — im Unterton den Charakter einer Streitschrift. Da dem britischen Imperialismus wohl außer in Rußland nirgends eine größere Gegnerschaft erwachsen ist als in den Vereinigten Staaten, so sieht sich der australische Verfasser veranlaßt, Mißverständnisse aufzuklären und die positiven Leistungen der Briten als Empire builders ins Licht zu rücken. Dazu ist er sehr wohl qualifiziert, da er sich in früheren Arbeiten auch über seine kritischen Fähigkeiten ausgewiesen hat und den «Empire Reformern» zuzurechnen ist, d. h. den Vertretern einer Richtung, die die Notwendigkeit einer Neuorientierung zugibt. Er ist ein Gegner der Politik, die zum «Ottawa-System» geführt hat. 1943 erschienen, plädiert die Schrift für die Einordnung des Empire für eine allumfassende Staatengemeinschaft.

Als Veröffentlichung des «Royal Institute of International Affairs», London 1945, hat Richard Frost die Ergebnisse einer Tagung zusammengefaßt, die im Februar 1945 als inoffizielle Veranstaltung in London stattgefunden hat und von repräsentativen

*) Harmondsworth Middlesex.

tiven Delegierten aus Großbritannien sowie allen Dominions und Indiens besucht war. Die Schrift *«The British Commonwealth and the World»* konzentriert sich wie die vorgenannte Arbeit auf die Grundfragen des Reichs und der Gestaltung der Politik der britischen Nationen und Indiens. Sie ist noch mehr als Hancocks zwei Jahre zurückliegende Schrift auf die Probleme des Friedens und eines neuen Völkerbundes ausgerichtet, indem es wohl die Intention der Veranstalter der Tagung war, abzutasten, auf welche allgemeinen Richtlinien der Wirtschafts-, Sozial- und Rassenpolitik innerhalb und außerhalb des Empire die verschiedenen Glieder des Reiches sich etwa einigen könnten.

Wir erfahren, daß das System der Konsultierung zwischen Großbritannien und den Dominions durch tägliche Konferenzen der High Commissioners mit dem Staatssekretär für die Dominions einen viel höheren Grad erreicht hat als uns bisher bekannt war. Obwohl der Verfasser die geographisch, historisch, wirtschaftlich, ethnisch bedingten Divergenzen in der Struktur der verschiedenen Dominions hervorhebt, so geht aus seinen Ausführungen hervor, daß maßgebende Persönlichkeiten in allen Teilen des Reiches die aus der gemeinsamen Kriegführung geborene Zusammenarbeit in dem Sinne aufrechterhalten wollen, daß man bei der Praxis der präliminären Konsultationen unter den Gliedern des Reiches (speziell auch im Hinblick auf die Abhaltung irgendwelcher Weltkonferenzen) bleibt. — Hancock und Frost geben einem Lieblingsgedanken der liberalen Richtung unter den Empirepolitikern Ausdruck, wenn sie durchblicken lassen, daß das Empire die beste Vorschule für einen neuen Völkerbund darstellt. Ihnen schwebt als Ideal das Aufgehen des Empire in einem Weltstaatenbund vor: ein solcher verhält sich zum britischen Commonwealth wie die Großfamilie mit Enkeln, Vettern und Basen zur engeren Familiengemeinschaft.

Max Silberschmidt.

Bücher über die deutsche Frage

Das in den «Büchern zur Weltpolitik» bei *Bermann-Fischer* in Stockholm unter dem Titel *«Friede ohne Sicherheit»* erschienene Buch von *Fritz Rück* behandelt die Geschichte der Zwischenkriegszeit. Begonnen wird mit der Versailler Friedenskonferenz; es folgen die Nachkriegskrisen mit ihren vielen Schwankungen, dann die spätere teilweise Konsolidierung, zuletzt die Weltwirtschaftskrise, die uns schon bald das Hineingleiten in die Katastrophe zur Gewißheit werden läßt. Möglich, daß man da und dort die Akzente auch anders verteilen könnte, als es hier geschehen ist; in der Hauptsache aber ist einem das Buch, das auch die wirtschaftlichen und sozialen Faktoren nach Gebühr berücksichtigt, doch ein zuverlässiger Führer durch die Verhandlungen, Krisen und Konferenzen dieser bewegten Zeit.

Mitten in den zweiten Weltkrieg führen uns die im gleichen Verlag erschienenen Radioansprachen *Thomas Manns «Deutsche Hörer!»*. Sicher hatten diese Ansprachen während des Krieges ihre Berechtigung, um die deutschen Hörer von der Sinnlosigkeit und Verwerflichkeit der nationalsozialistischen Kriegführung zu überzeugen. Heute, da der Nationalsozialismus eine erledigte Angelegenheit ist, nimmt man aber diesen Nachdruck mit etwas gemischten Gefühlen zur Hand, denn man darf sich fragen, ob die oft recht chargierte Ausdrucksweise, die damals bei einer Radiosendung zu verstehen war, heute noch am Platze ist. Und auch sonst ist manches nicht mehr aktuell, so der Versuch, die Deutschen zu überzeugen, daß die Atlantik-Charta «selbstverständlich» für die Deutschen genau die gleiche Geltung habe, wie für ihre Feinde!

Auf sehr hohem Niveau steht das bei *Rentsch*, Erlenbach/Zürich erschienene Buch von *Wilhelm Röpke* über «die deutsche Frage»¹⁾. Hier spricht ein Europäer zu uns, der von jeher, sogar in den nüchternen Gefilden der National-Ökonomie die Mächte der Freiheit und Menschlichkeit, der Wahrheit und der Gerechtigkeit hochgehalten hat. Außerdem aber erhält dieses Buch einen besonderen Wert dadurch, daß der Verfasser das deutsche Problem geschichtlich zu deuten versucht.

¹⁾ Im Jahre 1945 ist eine französische Ausgabe des Buches im Verlag Editions du Cheval ailé in Genf erschienen. Eine englische Übersetzung wird demnächst im Verlag Allen & Linwin in London publiziert, mit Vorwort von Prof. F. A. Hayek; eine italienische Übersetzung gibt der Verlag Rizzoli & Co. in Mailand heraus.

So legt er vor allem die Rolle Bismarcks und der Reformation, dann die Bedeutung des in der Geschichte langer Jahrhunderte gewordenen deutschen Nationalcharakters und der heutigen sozialen Struktur klar, damit wir die katastrophale Entwicklung unserer Tage richtig verstehen können. Auch derjenige, der nicht mit allem und jedem einverstanden ist — dort, wo vom Einfluß der Reformation auf die heutige Entwicklung die Rede ist, möchte ich z. B. die Person Luthers doch etwas milder beurteilen — wird ohne weiteres zugeben müssen, daß der Verfasser sich stets bemüht, ein kluges Maß innezuhalten. So versteht er es, zwischen den einzelnen Schichten des deutschen Volkes und auch zwischen den verschiedenen Stammes-Landschaften zu differenzieren und damit hängt zusammen, daß er das heute in gewissen Kreisen so populäre Verdammungsurteil über das gesamte deutsche Volk für einen schweren Justizirrtum hält. Dabei scheut Röpke sich nicht, offen auszusprechen, daß auch die nicht-deutsche Welt, trotz ihres vorzüglich orientierten und orientierenden Nachrichtendienstes, die Augen vor der nationalsozialistischen Gefahr Jahre lang nicht recht öffnen wollte (1935 Flottenabkommen Englands mit Hitler!).

Eine Lösung des deutschen Problems sieht Röpke in der moralisch-geistigen und wirtschaftlich-sozialen Neu-Orientierung, sowie in der damit zusammenhängenden Auflösung des deutschen Einheitsstaates und der ihn stützenden preussischen Hegemonie mit ihrem Agrarfeudalismus. An die Stelle des zentralisierten Machtstaates hätte eine vom entgegengesetzten Pol ausgehende, d. h. von der Gemeindeautonomie und föderativen Gedanken aus orientierte Staatsstruktur zu treten.

In einem bei Lang in Bern erschienenen Buche *«die Deutschen im kommenden Europa»* berichtet René Juvet auf Grund eines Aufenthalts im Dritten Reich. Er weist nach, wie das Streben nach Macht und Gewalt schon nach 1848, vor allem aber mit dem 1870er Krieg und dem Bismarckschen Reiche ansetzte, wobei wir allerdings nie aus den Augen verlieren dürfen, daß doch ein gradueller Unterschied zwischen dem Dritten und dem Ersten Reiche besteht. Der größte Wert des Buches liegt vielleicht in der treffenden Charakterisierung des Unterschieds zwischen den verschiedenen deutschen Landschaften. Daß das geistige Klima zwischen Westen und Süden einerseits, Norden und Osten andererseits sehr stark differiert, wird niemand ernstlich leugnen wollen. Die Bemerkungen über das katholische Westfalen, über Hannover, wo immer noch welfische und englische Traditionen schlummern, über die nazifeindlichen Hansastädte und die abendländischen Traditionen Bayerns sind sehr richtig gesehen und beurteilt. Es ist daher durchaus zutreffend, zu betonen, daß es auch ein «anderes» Deutschland gegeben hat und noch gibt und es hat tatsächlich des Hitlerschen und Himmlerschen Terrors bedurft, um dieser Opposition wenigstens äußerlich Herr zu werden. Ähnlich wie Röpke sieht auch Juvet eine Gesundung Deutschlands vor allem in dem Wiedererstarken der deutschen Teilstaaten; er scheint sogar an eine vollständige Selbständigkeit zu denken, was doch wegen der starken wirtschaftlichen Verflechtung etc. zu weit geht.

Unter dem Titel *«Europa zur deutschen Frage»* veröffentlicht Ernst v. Schenck bei Francke in Bern eine grundsätzliche Auseinandersetzung zu den Problemen der Nachkriegszeit und des deutschen Wiederaufbaus. Er vertritt durchaus den schweizerischen Standpunkt und setzt die föderalistische Demokratie dem nationalsozialistischen Terror gegenüber, wobei er seine Ausführungen in Briefe an die Vertreter der verschiedensten Berufe, Parteien und Stände kleidet. In diesen Briefen, die jeder pedantischen Systematik aus dem Wege gehen, erhalten wir einen konkreten Einblick in das Chaos der heutigen deutschen Zustände auf geistig-kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet; man wird dem Verfasser auch gerne zustimmen, wenn er die deutsche Frage nicht als etwas vereinzelt für sich Bestehendes ansieht, sondern jeweils die Verbindungen mit der Vergangenheit und dem übrigen Europa im Auge behält. Sehr richtig wird betont, daß ein neues Verantwortungsbewußtsein von unten her, vom einzelnen Menschen und von der Gemeinde aus erwachsen müsse. Über manches urteile ich zwar optimistischer als S., denn ich bin überzeugt, daß es besonders im Westen und im Süden Deutschlands auch seit 1933 ein sehr lebendiges «anderes» Deutschland gegeben hat, das nie von der imperialistischen Mentalität des Nationalsozialismus angesteckt worden ist und das wir nicht nur für ein bloßes Wunschbild halten dürfen. Andererseits sehe ich aber auch pessimistischer: ich fürchte, daß die durch die geographische Lage, die ganze Umwelt

und die geschichtlichen Erfahrungen geschaffene Mentalität, die einen Friedrich II., einen Bismarck und einen Hitler hervorgebracht hat, sich durch Aufklärung, Überredungskünste und Umerziehung nur schwer ändern lassen wird, wenn nicht die konkreten Verhältnisse einen entscheidenden Wechsel (z. B. im Sinne der Atlantik-Charta entsprechend Thomas Mann) erfahren.

Karl Thieme, der ein bei der Koberschen Verlagsbuchhandlung in Basel erschienenenes Buch *«das Schicksal der Deutschen»* geschrieben hat, unternimmt es, wie der Untertitel «ein Versuch seiner geschichtlichen Erklärung» angibt, die deutsche Katastrophe durch die deutsche Geschichte zu erklären. Seine umfassenden historischen Kenntnisse setzen ihn auch in Stand, den so oft verschlungenen Pfaden der deutschen Geschichte zu folgen, und so gelangt er zu der die Vorherrschaft über Deutschland ausübenden preußischen Militärmacht und vor allem zum Einfall Friedrichs II. in Schlesien (1740), als der entscheidenden Ursache zum Entstehen des deutschen Imperialismus. Daß diese Aussicht einen sehr richtigen Kern enthält, wird wohl niemand leugnen wollen, aber das kam schließlich nicht so von ungefähr, denn die Zustände, die nach dem dreißigjährigen Krieg und den Kriegen Ludwigs XIV. in Deutschland herrschten, mußten notgedrungen die Sehnsucht nach strafferer Zusammenfassung, nach materieller Macht und besseren Zuständen wachrufen. Th. weist nun aber auch nach, wie durch diese zentralisierenden Machttendenzen die gesunde Mannigfaltigkeit der deutschen Stammeswelt in ihrer Entwicklung unterbrochen wurde. Aus dieser Diagnose ergibt sich nun wieder ganz von selbst das richtige Heilmittel: die Stärkung der einzelnen Länder Deutschlands und die Bildung eines Bundes autonomer Staaten.

In einer Broschüre *«Deutsche Jugend!»* (Verlag Niehans, Zürich) richtet Ernst Ferger fünf Briefe an die Trotzenden, die Skrupellosen, die Müden, die Traditionsgebundenen und die nach neuen Zielen Suchenden, um ihnen ein Wegweiser in der heutigen Not zu sein. Dies geschieht gar nicht in schulmeisterlicher Weise, und ich betrachte es als einen Vorteil, daß er dieser desorientierten Jugend kein fest umrissenes politisches Programm vorzeichnet, sondern sich damit begnügt, sie anzuregen, einen neuen eigenen Weg zu positiver Arbeit zu finden. Möglich, daß manche diese Briefe etwas predigthaft finden und der Ansicht sein werden, eine ganz nüchtern-sachliche Diagnose wäre heute praktischer; andererseits aber scheint es mir doch zweckentsprechend, daß der Verfasser in mehr allgemeiner Weise vor allem an das Gewissen dieser jungen Leute appelliert.

Christopher Dawson, ein überzeugter katholischer Christ, erinnert uns in seinem Buche *«Gericht über die Völker»* (Benziger, Einsiedeln 1945) daran, daß für die Neuordnung der Welt in letzter Linie moralisch-religiöse Kräfte maßgebend sind und daß Freiheit und Demokratie als eine alle bindende Verpflichtung angesehen werden müssen. Im ersten Teil bietet uns der Verfasser eine Analyse des inneren Verfalls der westlichen Zivilisation. Dann kommt er auf die unselige Rolle der Technik, die Verweltlichung der Kultur und den Fortschrittsglauben, das Sinken des moralischen Verantwortungsgefühls und die Unterordnung der Moral unter die Politik zu sprechen. Das Problem unserer Zeit bestände also darin, unsere hoffnungslos mechanisierte Welt wieder dem Geistigen und damit dem Christentum zu öffnen. Denn im Christentum sieht Dawson die Kraft, die Europa als geistigen Begriff und als Gegengewicht des erst in harmlos-romantischer, dann in gemeinschaftsfeindlicher, materialistisch-rassistischer Form auftretenden Nationalitätenkults geschaffen hat. Der Entwicklung eines föderativen Europa sieht der Verfasser mit freudigem Optimismus entgegen; scheint er doch sogar eine Einheit der christlichen Konfessionen zu erhoffen, wobei er mit besonderer Freude die ökumenische Bewegung im protestantischen Lager registriert.

Eine bei Schultheß in Zürich erschienene Broschüre über den *«Wiederaufbau der Welt»* von Prof. Adolf Keller gehört streng genommen nicht hierher, denn in ihr ist von den Deutschen kaum die Rede. Da aber hier ein prominenter Vertreter der protestantischen Kirche und der ökumenischen Bewegung von den geistigen Voraussetzungen zu diesem Wiederaufbau der ganzen Welt zu uns spricht, möchte ich einen Hinweis auf diese wertvolle Arbeit nicht unterlassen. Es handelt sich um eine im besten Sinn realistische, auch alle Schwierigkeiten berücksichtigende Abhandlung, in der, wie beim vorhergehenden Buche von katholischer, so auch hier von protestantischer Seite die Notwendigkeit einer religiösen und sittlichen Erneue-

rung betont wird. So wird auch hier darauf hingewiesen, daß Freiheit vor allem eine Verpflichtung ist, daß Gerechtigkeit sich vornehmlich auf sozialem Gebiet auswirken sollte und daß Macht mit einem lebendigen Verantwortungsgefühl verbunden sein muß. Einen besonderen Wert erhält diese Arbeit durch die vielen Hinweise auf das oft so lebendig-praktische Christentum in den USA, die der Verfasser uns als guter Kenner Amerikas geben kann.

Obgleich die hier besprochenen Bücher vieles geklärt haben, glaube ich, daß heute noch nicht das letzte Wort über die deutsche Frage gesprochen werden kann; erst wenn wir uns noch mehr als bisher über die tieferen Gründe klar geworden sind, die den deutschen Menschen und die großen deutschen Persönlichkeiten so geformt haben, wie sie uns in den vergangenen Jahrzehnten entgegengetreten sind, werden wir in der Lage sein, sicherer zu urteilen und die eine und andre Ansicht zu revidieren.

Samuel Guyer.

Theologische Schriften

II. 1)

In einer gründlichen exegetischen Studie, die den Titel trägt *Unser Glaube an den Zorn Gottes nach dem Römerbrief*, Majer, Basel 1944, weist Gottlob Schrenk nach, daß der für viele anstößige Begriff des Zornes Gottes als eine unabänderlich im Wesen Gottes verankerte Größe anzusprechen ist und darum mit der «Gottesgerechtigkeit» eine Einheit bildet. Die kleine, aber gewichtige Schrift ist einfach geschrieben und zieht die Linien bis in unsere alltäglichen Verhältnisse hinein. — K. L. Schmidt veröffentlicht im gleichen Verlag sechs Radiovorträge über die Johannesapokalypse. In leichtverständlicher Darstellung werden die Hauptprobleme des letzten Buches der Bibel aufgerollt und, soweit es eine saubere, von ungezügelter Phantastik freie Theologie verantworten kann, gelöst. Besonders gut gelungen ist der Abschnitt über das immer wieder zu unbegründeten Spekulationen Anlaß gebende Tier mit der apokalyptischen Zahl 666, während beim Problem des Chiliasmus (erste Auferstehung und 1000-jähriges Reich) der Zusammenhang mit der übrigen Botschaft des Neuen Testaments, trotz reicher Bezugnahme auf Paulus, nicht genügend in Rechnung gestellt ist. — In Fortsetzung der Schriftenreihe «Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments» gibt der Verlag Majer, Basel 1944 bzw. 1945 drei weitere nennenswerte Arbeiten heraus. In vorbildlich klarer und sauberer Weise beleuchtet zunächst K. L. Schmidt das Problem der *Kanonischen und apokryphen Evangelien und Apostelgeschichten*. Wenn der Verfasser für den neutestamentlichen Kanon das Bild einer nach allen Seiten durch unübersteigbare Mauern gesicherten Burg ablehnt und dafür die historischen Bücher des Neuen Testaments mit einer Oase vergleicht, die durch die Quelle der Christusverkündigung gespiesen wird, so hat er damit das Richtige getroffen. Die Grenze zwischen kanonisch und apokryph ist tatsächlich fließend, nicht nur in der geschichtlichen Zeitfolge, sondern auch in Bezug auf den Inhalt. Einzelnen novellistischen Zügen der kanonischen Evangelien, die an sich eher den Apokryphen zuzurechnen sind, stehen umgekehrt einzelne Zeugnisse der Apokryphen gegenüber, die sich vor der Stil- und Inhaltskritik als echt evangelisch erweisen. Im Ganzen stehen jedoch die apokryphen Evangelien und Apostelgeschichten, wie der Autor durch reiche Belege aus der Passions- und Ostergeschichte dartut, dem zentralbiblischen Zeugnis umso ferner, je mehr ihr Interesse nicht mehr am Messias Jesus, sondern an irgendwelchen Nebenpersonen (Petrus, Paulus, Pilatus) oder an Ereignissen haftet, die in der Bibel kaum oder gar nicht erwähnt werden (z. B. Kindheitsgeschichten Jesu). Schmidts Darstellung gehört zum Gediegensten, was auf diesem Gebiet schon geleistet worden ist.

Als weitere Publikation dieser Reihe sei erwähnt: W. G. Kümmel: *Verheißung und Erfüllung*. Hier untersucht der Zürcher Neutestamentler in sorgfältig abgewogener Weise den Sinn der Erwartung des nahen Weltendes, innerhalb der Verkündigung Jesu. Er weist nach, daß Jesus den Anbruch der Gottesherrschaft für die nahe, für einen Teil seiner Zeitgenossen noch erlebbare Zukunft erwartet hat, daß aber in seiner Person das Reich Gottes schon gegenwärtig war und darum

¹⁾ Vergl. Buchbesprechung Theologische Schriften I im Februarheft 1946, S. 721/22.

die Gegenwart Jesu zur einmaligen und endgültigen Entscheidungszeit wurde. Der große Vorzug dieser Arbeit liegt darin, daß sie einen ausgezeichneten Einblick in den gegenwärtigen Stand der Forschung bietet und ohne Voreingenommenheit den Gehalt der synoptischen Jesusworte prüft, wobei Dinge, die heute noch nicht entschieden werden können, nicht durch voreilige Lösungsversuche kompliziert und verfälscht werden. — Schließlich äußert sich noch *Walther Eichrodt* über *das Menschenverständnis des Alten Testaments*. Die Grundlage des Menschseins innerhalb des alttestamentlichen Bundesvolkes sieht der Autor in der unbedingten Verpflichtung durch den Gotteswillen, wogegen sich freilich sofort Widersprüche und Hemmungen einstellen. Diese können nur dann überwunden werden, wenn der alttestamentliche Mensch begreift, daß schon ihm die Verheißung eines neuen Bundes gilt, in dem Gott die vollkommene Gemeinschaft mit seinem Geschöpf wieder herstellt. Eichrodts Darstellung ist, wenn auch nicht erschöpfend, so doch lehrreich und dürfte auch für die philosophische Anthropologie von Bedeutung sein.

Die theologische Fakultät der Universität Basel hat eine *Theologische Zeitschrift* gegründet, die vierteljährlich bei *Reinhardt*, Basel erscheint (erstmalig im Juni 1945). Unter der Redaktion von K. L. Schmidt beschlägt sie alle Disziplinen der Theologie, wobei die historischen Abhandlungen vorherrschen. Miszellen, kurze Notizen und gründliche Rezensionen vervollständigen den Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die zweifellos einem Bedürfnis entgegenkommt und darum auf großes Interesse stößt. Durch die Kriegsverhältnisse bedingt, besaß unsere deutschschweizerische theologische Forschung keine befriedigende Möglichkeit, kleinere Arbeiten zu veröffentlichen, nachdem alle deutschen Zeitschriften dieser Art eingegangen waren. Da das neue Unternehmen seine Spalten allen Theologen des deutschen Sprachgebietes und darüber hinaus von ganz Europa öffnen will, ist die Verbindung mit der Arbeit des Auslandes gewahrt. Wir können darum die Neugründung nur warm begrüßen in der Hoffnung, daß dadurch die theologische Arbeit des deutschen Sprachgebietes neu befruchtet werden möge.

Jakob Studer gab bei *Fretz & Wasmuth*, Zürich 1944, unter dem Titel *Für alle Tage* ein christliches Lesebuch heraus. In einem weitgespannten Rahmen, der vom Neuen Testament bis Blumhardt und Gottfried Keller reicht, werden, nach systematischen Gesichtspunkten geordnet, Äußerungen bekannter und unbekannter Schriftsteller gesammelt. Alle Schattierungen christlichen Glaubens sind vertreten, doch dominiert in der Auswahl das mystische Element. Das Buch, das eine gediegene Höhe einhält, verfolgt den praktischen Zweck, für stille Augenblicke Stoff und Anleitung zum Meditieren zu geben. — Ein Predigtbuch für die Gemeinde will *Wilhelm Vischers* Auslegung ausgewählter *Psalmen* sein, *Reinhardt*, Basel 1944. Mit erstaunlicher Straffheit weiß der Autor die Botschaft der Psalmen in die Gesamtverkündigung der Bibel einzubauen. Hier wird damit Ernst gemacht, daß die Psalmen nicht nur eine Blütenlese hebräischer Lyrik darstellen, sondern durchaus von Christus her und auf Christus hin zu verstehen sind. Vischer weist damit der alttestamentlichen Exegese neue Wege, wenn auch gesagt werden muß, daß seine Auslegung gelegentlich doch etwas gekünstelt wirkt und stellenweise nicht ganz einfach zu lesen ist. — In diesem Zusammenhang weisen wir gerne noch hin auf *Traugott Meyers* baseldeutsche Übertragung von Psalmen und Prophetenliedern, die unter dem Titel *O Heer und Gott* bei *Sauerländer*, Aarau 1944, erschienen ist. Schlichte Rhythmen und eine kernige, bildreiche Sprache zeugen von tiefem Eindringen in die biblische Wahrheit und lassen manchen Psalm unmittelbar lebendig werden.

Edwin Künzli.

Wirtschaftliche Probleme

Die in der Sammlung «Schweizerische Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung» erschienene Schrift über das zürcherische Finanzsystem gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist eine finanzhistorische Untersuchung, die sich auf ein reiches Quellenmaterial stützt¹⁾. Das Eingangskapitel befaßt sich in der Hauptsache mit den verwaltungstechnischen Grundlagen des Finanzsystems, während in einem zweiten

¹⁾ Bernhard Wehrli: Das Finanzsystem Zürichs gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Sauerländer, Aarau 1944.

Kapitel eine Zusammenstellung der wichtigsten Finanzquellen und in einem dritten eine ökonomische Charakteristik des zürcherischen Finanzsystems des 18. Jahrhunderts geboten wird. — Ein Finanzsystem, wie es Zürich oder auch andere eidgenössische Stände am Ausgang des 18. Jahrhunderts aufwiesen, mag uns heute fremd anmuten, und doch hat eine Untersuchung und Würdigung der damaligen Finanzgebarung, wie sie von «Bürgermeister, Rath und Burgern» ausgeübt wurde, namentlich auch für das Verständnis der politischen Vorgänge ihre Berechtigung. Der Verfasser deutet denn auch mit Recht einen inneren Zusammenhang zwischen dem Zusammenbruch von 1798 und gewissen Übelständen im Finanzsystem und seiner Handhabung an.

Es kann im Rahmen einer kurzen Besprechung unmöglich auf Einzelheiten dieser fleißigen und wohldokumentierten Arbeit eingegangen werden. Wir greifen daher nur einige wesentliche Punkte heraus, die gewisse Parallelen mit unseren Verhältnissen aufweisen. So ist vor allem die Feststellung von Interesse, daß die Vergrößerung des Staatshaushaltes nicht durch die Zunahme der Staatstätigkeiten verursacht wurde, sondern auf der Einnahmenseite zu suchen ist, d. h. durch die stark zugenommenen Erträge des Salzmonopols bedingt war, sowie durch die Abkehr von der Münzhortungspolitik, wodurch eine neue reichliche Einnahmequelle geschaffen wurde. Mit der Zeit brachte die Ausleihung der überschüssigen Gelder einen enormen Zuwachs an Einnahmen, sodaß Ende des 18. Jahrhunderts die Zinsen von Kapitalanlagen unter den Finanzquellen des Staates an erster Stelle standen. Auch bestand schon damals eine Art Finanzausgleich, indem überschüssige Mittel von einkünftereichen Verwaltungszweigen den einkünftearmen Verwaltungszweigen zugeführt wurden. — Unsere Vorfahren haben im allgemeinen in Finanzsachen auf Ordnung gehalten, und der Verfasser stellt auch der Verwaltung Zürichs im 18. Jahrhundert ein gutes Zeugnis aus. Aus den regimentsfähigen Geschlechtern ging eine in administrativer Hinsicht durch die Tradition durchgebildete Beamtschaft hervor. Das echt republikanische Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl machte für diese Männer die korrekte und uneigennützigte Rechnungsführung zur Selbstverständlichkeit.

Zusammengefaßt bietet die Arbeit nicht nur einen guten Einblick in die Finanzgebarung eines der angesehensten Stände der alten Eidgenossenschaft, sondern sie regt auch zu Vergleichen mit der heutigen Zeit an.

In das Finanzwesen der Neuzeit führt uns die ebenfalls als Zürcher Dissertation erschienene Schrift von Dr. *Heinz Schmutz* über die Kreditoperationen der Schweizerischen Eidgenossenschaft im vergangenen zweiten Weltkriege²⁾. Was uns dieser Weltkrieg gekostet hat, ist bei Anlaß der Debatten über den eidgenössischen Voranschlag für das Jahr 1946 der Öffentlichkeit bekannt gegeben worden. Weniger ist das Volk darüber orientiert, wie die benötigten Mittel beschafft wurden. Die Arbeit von Schmutz gibt darüber eingehend Auskunft. Der erste Teil beleuchtet den Finanzhaushalt, wie er sich beim Übergang von der Friedenszeit in die Kriegszeit entwickelte und setzt sich mit der Kontroverse Anleihen - Steuern theoretisch auseinander. Der zweite Teil befaßt sich einläßlich mit den Kreditoperationen der Eidgenossenschaft und deren Auswirkungen auf die gesamte Volkswirtschaft. — Der Verfasser stellt mit Recht fest, daß sich die schweizerische Finanzpolitik des Bundes während des zweiten Weltkrieges bewährt habe. Er stellt die zweifellos zutreffende These auf, daß die Deckung der Kriegsaufwendungen grundsätzlich durch Anleihen und Steuern zu erfolgen habe. Die freiwilligen Ersparnisse sollen zur Deckung der Mobilisationskosten herangezogen werden, was auf dem Kreditwege möglichst vollständig geschehen kann. Daneben sind aber die Steuerquellen ebenfalls voll und ganz auszunützen, um in nützlicher Frist die Kriegsschulden amortisieren zu können. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um eine Steuer- und Anleihenpolitik handeln, die den Bedürfnissen der Gesamtwirtschaft entspricht. Die Schweiz ist mit diesem System bis jetzt gut gefahren, wenn sie auch gezwungen worden ist, eine Reihe neuer Steuern einzuführen, gegen die der Verfasser nur den einen Vorwurf erhebt, daß sie erst zwei Jahre nach Kriegsausbruch in Fluß gebracht wurden, oder, wie die Kriegsgewinnsteuer, zu einer teilweisen Lähmung

²⁾ Heinz Schmutz: Die Kreditoperationen der Schweizerischen Eidgenossenschaft im zweiten Weltkrieg 1939 bis 1945. Buchdruckerei Fluntern, Zürich 1945.

der Risikofreudigkeit des Unternehmertums geführt haben. — Was die Kreditoperationen anbetrifft, konnte die Schweiz, dank der Aufnahmefähigkeit ihres Kapitalmarktes, die gesamte Kreditfinanzierung im zweiten Weltkrieg im Inland tätigen, im Unterschied zum ersten Weltkrieg, wo sie an das Ausland gelangen und dort zum Teil sehr teure Anleihen aufnehmen mußte. Der Verfasser unterläßt es nicht, den Anteil der Banken zu erwähnen, die nicht nur als Kreditgeber auftraten, sondern am Finanzbedarf des Bundes durch die feste Übernahme einer ganzen Reihe eidgenössischer Titel mitwirkten, was die Unterbringung derselben beim Publikum erst ermöglichte.

In seinen Schlußbetrachtungen vertritt der Verfasser die Auffassung, daß ein Finanzausgleich zwischen Bund und Gliedstaaten notwendig geworden ist und daß die Eidgenossenschaft auf eine weit stärkere finanzielle Solidarität der Kantone rechnen kann, unter Hinweis auf die Tatsache, daß die finanzielle Lage der Kantone sich seit 1939 wesentlich verbessert hat, während die Bundeskasse heute Defizite aufweist, welche die Grenze des Erträglichen längst überschritten haben. Allerdings wird mit Recht beigefügt, daß der Finanzausgleich nicht weitere Einschränkungen der kantonalen Souveränität mit sich bringen darf. Auch der weiteren Feststellung kann man beipflichten, daß weitere Steuern dem ehrlichen Steuerzahler nicht mehr aufgebürdet werden dürfen.

In der sozialistischen Presse erschienen in der letzten Zeit wiederholt Artikel, die mit «Pollux» gezeichnet waren und die eine demagogische und zersetzende Kritik übten an führenden Persönlichkeiten unserer Politik und Wirtschaft. Dieser Pollux sucht den Beweis zu erbringen, daß Bundesrat und Diplomatie, wirtschaftliche Unternehmungen, Banken und Versicherungsgesellschaften, die Elektrizitätswirtschaft, der Außenhandel etc. unter der Fuchtel einer aristokratischen Clique stehen. Er ist es auch, der das Schlagwort der 200 herrschenden Familien geprägt hat, die das gesamte Kapital und sämtliche «Kommandohöhen» der Wirtschaft in den Händen haben. Von allem und jedem entwirft Pollux ein Zerrbild, das mit den Tatsachen keineswegs übereinstimmt. — *Lucius Simeon* hat es nun unternommen, zuerst in einer Artikelfolge im «Aufgebot» und nachher in einer im gleichen Verlag erschienenen Schrift dem Demagogen Pollux die Maske vom Gesicht zu reißen³⁾. Simeon setzt sich speziell mit der oberflächlichen, vor Lügen und Entstellungen nicht zurückschreckenden Arbeitsweise des Pollux und seiner Kreise auseinander und weist nach, daß hinter dem scheinbaren Kampf für Recht und Gerechtigkeit nichts anderes steht als das eitle Streben nach der politischen Macht, um selber das zu tun, was den «herrschenden» Familien heute zu Unrecht vorgeworfen wird. Auf keinen Fall ist es Pollux um die Verbesserung der sozialen Verhältnisse zu tun, sondern ganz einfach um die Unterminierung unserer Staatsgrundlagen und unserer Landesregierung. — Wer die Polluxartikel in der Linkspresse und die inzwischen erschienenen Schriften, wie z. B. diejenige über «Elektrizität» zu Gesicht bekommt, tut daher gut, auch das Büchlein von Simeon zur Hand zu nehmen, das eine träge und scharfe Abrechnung ist mit den Verdächtigungen, Verdrehungen, Lügen und versteckten machtpolitischen Wunschträumen des Herrn Pollux und seiner Kreise.

Dr. *Sam Streiff* hat im Auftrage des Verbandes Schweizerischer Lagerhäuser die volkswirtschaftliche Bedeutung des schweizerischen Lagerhausgewerbes in einer Schrift dargestellt⁴⁾. Sie umfaßt nicht das Lagerhauswesen schlechthin, sondern nur die gewerbsmäßig betriebenen Lagerhäuser und stützt sich auf genaue statistische Erhebungen, die der Verfasser im Auftrage des Verbandes Schweiz. Lagerhäuser kurz vor Ausbruch des Krieges durchgeführt hat und von der 34 Lagerhäuser erfaßt wurden. Zweck der Darstellung ist, die Stellung des Lagerhausgewerbes im Rahmen der schweizerischen Volkswirtschaft aufzuzeigen. Sie gibt denn auch einläßlich Auskunft über Ursprung und Entwicklung der Lagerhäuser, die wirtschaftlichen und wehrwirtschaftlichen Funktionen des Lagerhausgewerbes sowie die Sonderleistungen der Lagerhäuser. Die 34 Lagerhäuser verfügen über eine Lagerfläche von rund 473 000 m². Das investierte Kapital stellte sich 1938 auf rund 29 Millionen Fr.,

³⁾ Lucius Simeon: «Pollux der Faustkämpfer». Verlag «Das Aufgebot», Buochs 1945.

⁴⁾ Sam Streiff: Das schweizerische Lagerhausgewerbe. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen.

was bei rund 700 Arbeitskräften pro beschäftigte Arbeitskraft über 40 000 Fr. ausmacht. Es handelt sich daher um ein kapitalintensives Gewerbe. Die Arbeit Streiffs ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis eines alten, für die Warenvermittlung und Landesversorgung wichtigen Gewerbes.

Die Frage, inwieweit die Bevölkerung des europäischen Kontinents im Laufe dieses Winters imstande ist, sich zu ernähren, zu wärmen, zu behausen, zu kleiden und sanitärisch zu pflegen, beschäftigt gegenwärtig die weitesten Kreise, offizielle und inoffizielle. Maßgebend sind dabei die Möglichkeiten, welche eigenen Ressourcen jedem einzelnen Lande nach den zum Teil weitgehenden Zerstörungen noch zur Verfügung stehen. In einer Studie untersucht Dr. *Boehringer* die Versorgungslage des europäischen Kontinents, um daraus die entsprechenden Schlüsse zu ziehen⁵⁾. Der Verfasser gibt zunächst einen Überblick über die Vorkriegsverhältnisse. Prekär liegen die Dinge vor allem in allen denjenigen Ländern, die vor dem Krieg einen beträchtlichen Einfuhrüberschuß an Lebensmitteln aufgewiesen haben, wie vor allem Deutschland. Es kann aber heute gar nicht auf die Vorkriegsverhältnisse abgestellt werden, sondern maßgebend für die zu leistende Hilfe ist die tatsächliche Lage, die weit schlimmer ist, als man sich vorstellen kann. Daß allen in Frage kommenden Ländern geholfen wird, erscheint dem Verfasser als selbstverständlich, und zwar kann nur durch eine großzügige Hilfe der Staaten das, was in diesem Winter droht, abgewendet werden. Aber jeder Einzelne kann an seiner Stelle Nützliches tun, indem er ohne Vorurteil von dem gibt, was er hat. Es ist dem Verfasser beizupflichten, wenn er fordert, daß grundsätzlich da geholfen werden muß, wo die Not am größten ist. Es ist zu wünschen, daß die humanitären Gedanken, von denen die Schrift getragen ist, in weiten Kreisen Boden fassen.

In einer sehr lesenswerten kleinen Schrift führt uns *Hugo Binder* in das Wesen der Sozialethik ein, indem er sie der Sozialpolitik gegenüberstellt⁶⁾. Leider, so stellt Binder fest, hat die Sozialpolitik das bewußte, primitive Verlangen nach dem Geldlich-Materiellen der äußeren Erscheinungsform zu verwirklichen versucht und das ideelle, höhere und in Wirklichkeit ursächlich-wesentliche Verlangen nicht zu erkennen und zu wecken vermocht. Mit andern Worten, die Sozialpolitik hätte den Blick zu ausschließlich auf die Erfüllung des Verlangens nach materieller Besserstellung gerichtet und dabei übersehen, daß unter der Oberfläche dieses Verlangens das unendlich höhere und wesentlichere ideelle Verlangen schlummere. Die heutige Entwicklung läuft aber doch, wie Binder zugibt, in einer stärkeren Betonung der ideellen Seite der Sozialethik, und es ist ja wohl so, daß die Sozialprobleme nicht allein von der materiell-geldlichen Seite her gelöst werden können. Möge der Wunsch des Verfassers in Erfüllung gehen, daß die Not der gegenwärtigen Zeit dazu beitragen werde, den Menschen umzuformen, ihn von der betont materialistischen Denkebene zu befreien und seinen Blick hinzulenken auf die inneren Werte des Lebens. Davon hängt in der Tat sehr wesentlich die Gesundheit der Welt ab.

Die an der letzten Generalversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft gehaltenen Vorträge über die Sicherung des sozialen Friedens in der Nachkriegszeit sind nunmehr vollinhaltlich in der Novembernummer der «Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit» abgedruckt. Es ist dies umso mehr zu begrüßen, als alle das Verhältnis Arbeitgeber - Arbeitnehmer und die Festigung des Arbeitsfriedens berührenden Probleme in den kommenden Jahren von größter politischer Aktualität sein werden. Als erster Votant vertrat Direktor *J. U. Brunner* von der Maschinenfabrik Orlikon den Standpunkt der Unternehmerschaft zum Problem der Vollbeschäftigung, der Betriebsgemeinschaften, des Mitspracherechts des Personals, der Schaffung paritätischer Arbeitsorganisationen und anderer betrieblicher und sozialer Fragen. Mehr vom grundsätzlichen gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkt aus behandelte Prof. *Aeby* (Freiburg) das Problem des sozialen Friedens, während mit Nationalrat *Schmid* (Oberentfelden) die gewerkschaftliche Seite zum Worte kam, die in der Feststellung gipfelte, daß der soziale Friede nur dann ge-

⁵⁾ Robert Boehringer: Zur Versorgungslage des europäischen Kontinents im Herbst 1945. Rascher, Zürich 1945.

⁶⁾ Hugo Binder: Sozialethik und Sozialpolitik. Buchdruckerei Berichthaus, Zürich 1945.

sichert werden kann, wenn eine neue, sozial gerechte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung aufgebaut wird.

25 Jahre Gemeindestuben nennt sich eine kleine Schrift der Schweizerischen Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern. Das heißt, die Stiftung kann auf ihr 25jähriges Bestehen zurückblicken. Schon 1911 war der Gedanke der Errichtung von Gemeindestuben, Lese- Lehr- und Unterhaltungssälen von Frau Prof. Orelli ventiliert worden. Er wurde zunächst von dem wenige Jahre vorher gegründeten Schweizerischen Verband gemeinnütziger Vereine für alkoholfreie Wirtschaften aufgenommen. Man kam dann aber dazu, eine eigene Stiftung zu gründen. Eine großzügige Vergabung schuf die Möglichkeit, die Arbeit der Stiftung im Herbst 1919 auf einen breiten Boden zu stellen und eine eigene Geschäfts- und Beratungsstelle zu schaffen. Die Zahl der Neugründungen von Gemeindestuben, Gemeindehäusern, Volksheimen in den letzten 25 Jahren ist beträchtlich. Der Stiftung sind heute nicht weniger als 82 Vereine mit 106 Betrieben angeschlossen. Alle diese Einrichtungen erfüllen eine soziale Aufgabe und sind aus dem Leben der Gemeinden nicht mehr wegzudenken. Möge daher die Stiftung auch weiterhin auf die Unterstützung weiter Volkskreise zählen können.

Caspar Weber.

Arnold Büchlis Gedichte

Vergangenen Frühling haben wir kurz nach Spittlers Jahrhundertfeier den sechzigsten Geburtstag eines unserer stillen echten Dichter begangen. Heute liegen seine Gedichte vor uns: gesammelt, gesichtet, gemehrt: ein Erntesege¹⁾.

Arnold Büchli, der eben in den Aarauer Neujaarsblättern anschaulich und eindrücklich aus seiner Lenzburger Kindheit und seinen Aarauer Jünglingsjahren erzählt hat, wandte sich später theologischen und germanistischen Studien zu und hat sich zu seinem unverdorbenen Grundgefühl eine ungemeine Bildung gewonnen, schon ehe er über zwei Jahrzehnte in Aarburg Schule hielt und sich dann als vorzüglicher Gestalter unsres Sagen-, Legenden- und Rätselschatzes in seinem Chur niederließ. Wie tiefe Stundenschläge hallten im letzten Vierteljahrhundert zuweilen seine Lieder auf: 1918 die «Stundenrufe», vier Jahre später «Zwischen Aar und Rhein», dann nach drei Bänden Schweizer sagen 1931 die Lieder und Balladen «Altisrael», und wieder nach den beiden Bänden Graubündnersagen 1935 «Zwischen Erd und Ewigkeit». Nun folgen nach den Rätseln und Legenden die Gesammelten Gedichte, wiederum bei Sauerländer in Aarau, etwas umgeordnet und schön gemehrt.

Nicht jeder Dichter hat Freunde, die zur rechten Zeit an dergleichen denken. Der Augenblick war gut gewählt. Mit sechzig Jahren begann Gottfried Keller seine Gesammelten Gedichte zu klären und zu mehren, bald danach Conrad Ferdinand Meyer, der seinem Sechzigsten entgegenging. So haben wir auch von Huggenberger, Paul Ilg, Siegfried Lang und andern solch verdichtete Dichterbilder: ihnen zum Vorteil und zum Besten ihrer Dauer.

Dieses gute Glück ist auch Arnold Büchli geworden. Wir haben seine Gedichte in Einem Bande vor uns. Wir werden die schmucken Erstausgaben darob nicht vergessen. Aber das Einzeldasein des schönen Augenblicks und die wahrschafte Sicherheit dauernden Daseins schließen sich nicht aus.

Heimische Landschaft, Strom und Gebirge, Dorf und kleine Stadt, Erinnerungen an ferne Dome, Geister und Gestalten aus Land, Sage und Geschichte, Widerhall biblischer Dichtung, Nachklang aus Tag und Traum, Liebe und Tod, Sehnsucht zwischen Erd und Ewigkeit, glühende Frage nach dem Ersten und Letzten: das ist Büchlis Dichterwelt²⁾.

Es gibt keine reinere Alemannendichtung in unsern Grenzen. Büchli hat sich weit umgesehen: zwischen Lied und Ballade tönt wohl auch ein Sonett auf. Aber bodenständig vor allem ist Gehalt und Gestalt. Das ist unsre Scholle, auf der der Dichter geliebt und gehaßt, da weht unser Märzföhn und klingen unsre Maiglöckchen, da sehen wir ihn von der Brunnenstube ins Junifeld, von der Mondstunde am Waldteich in den Föhnsturm der wilden Nächte steigen. Aber auch wo elektrische

¹⁾ Arnold Büchli: Gedichte. 1918—1945. Sauerländer, Aarau 1945.

²⁾ Siehe auf Seite 774 dieses Heftes.

Kraft beherrscht leuchtet und dröhnt, wo der Schnellzug durch die Nacht braust und die Funken den Sternenadlern zusingen, wo die Mitternachtsglocke schlägt, die Morgenglocke den jungen Tag verkündet, überall ist des Dichters Auge, Ohr und Geist zugegen: «und die du wählst und der's beschied die Gunst der Stunde, die wird ein Lied».

Dicht und gediegen ist diese Dichtung: kernhaft, körnig, gänzlich phrasenlos. Allerlei ist vorübergefahren, geschlendert, gerasselt und gekeucht, vieles ist auch hohen Mutes gesungen worden, während diese Lieder in aller Stille entstanden. Büchli hat sich nie beirren lassen. Er weiß wie wir, daß es Posaunen und Theorben gibt: er läßt sie andern und spielt seine reine Laute. Dunkel klingt sie zumeist, aber wenn er emportaucht aus seiner Tiefe, läßt er sein Saitenspiel desto heller tönen. Er kennt das eigene schwere Blut: «Es atmet Dasein tiefbewußt, lebt mannhaft Leid und lohe Lust».

Die gedrungene Kraft der besten dieser Lieder ist vorbildlich. Ganze Verse sind in Ein Wort zusammengeronnen: ein ungesuchtes Wort, aber schwer wie eine volle Schale. Dabei ist die Wandelbarkeit der Liedform auffallend: vom leisen Flüstern, kaum hingehaucht, bis zur kräftigen Ballade führen viele Stufen.

Die Bildhaftigkeit ist wohl der erste Eindruck. Aber der Klang ist Büchli so wenig fremd wie das Bild: in Kraft und Anmut. Sehr schön wirkt das Zusammenspiel von End- und Stabreim: kein Künstler übertrifft ihn darin. Der Stabreim allein schon prägt ganze Verse, Gedichte, Gruppen zu Einem Gebilde. Germanisches Urgefühl und klingender Liedton haben sich hier rein ineinander gefunden. Auf dem Weg, den Keller und Adolf Frey gegangen, ist ein eigener Pfad, ein eignes Feld gewonnen.

Und etliches hat Büchli ganz für sich. Auf dem Weg durch die Theologie ist ihm biblische Dichtung in der Urform vertraut geworden: Bilder aus Paradies und Wüste, von Adams Tod zu Moses Berufung, vom Turmbau zu Babel zu Elia und Isabel, zu Hiob und Jeremia und den Verbannten an den Wasserflüssen Babylons. Gunkel und Bernhard Duhm haben Büchli hier angeregt: wie mußte er dem reichen Wissen des einen, der Feuerseele des andern lauschen! Aber über Duhms Nachformung der hebräischen Metren hinaus geht der Dichter seinen Weg: er darf ja frei schauen und frei schaffen. Die genauen hebräischen Namenformen sind zumeist beibehalten: das vertieft Lokaltönen und Zeitklang. Und tönt es ungewohnt, so ruft es desto sicherer auf, das Altvertraute neu zu hören.

Herb war das Schicksal, das in diesen Liedern bezwungen ist. Herb ist hier von Lieb und Leid gesungen. Kein Wunder, daß so oft Karfreitag aufstöhnt, daß dem Dichter dieses weltdurchschütternde Donnern nicht aus dem Ohre weicht. Das letzte Lied gilt dem «sternenallumbrauten Du»: es ist namenlos und unerkennbar, aber das Erste und Letzte in Einem.

Scheint zuweilen der herbe Ton zu überwiegen, so klingt der schwere Sieg desto echter. Wie schön ist «verträumter Hocheinsamkeit ewige Weise»! Wie tapfer wird der junge Schaffenstag begrüßt! Wie gern folgt das Herz dem hellen Schall der Morgenglocke: «Glaube baut».

So ist uns der dunkle wie der helle Ton dieser Leute lieb. Lieb ist uns Büchlis strenge Wahrhaftigkeit, seine gedrungene Kraft, die völlige Abwesenheit alles kühlen Geklippers. Aber das schönste ist doch wohl der Augenblick, wenn in der Finsternis der stille Trost zu klingen beginnt, die silberne Glocke im Grund der Seele:

Trost

Wenn kein Sternlein Glanz mehr hellt	Meinst, du wirst nie wieder froh
Deinen Weg in Schattengründen,	Auf aus Graus und Grämen schauen,
Lacht die Sonne wo der Welt,	Glänzt ein Aug schon irgendwo,
Wird auch dir ins Herz noch zünden.	Wird auch deinen Kummer tauen.

Scheidest du in Bitterkeit,
Wähnst, kein traut Gesicht zu lassen,
Harrt ein Herz schon trostbereit,
Möchte deine Hände fassen.

Gottfried Bohnenblust.